

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Dienstag, 30. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Die Dämmerung sank herab. Die Nebel auf den Flußwiesen verdichteten sich, der Geruch des sterbenden Waldes umdrängte sie stärker. Lichter blinkten auf und versanken wieder. Sie fuhren durch stille Dörfer und von Dunkelheit umspinnene, verträumte Städtchen. Sie sprachen nicht.

Erst als die Lichter Heidelbergs auftauchten, wurde Osse wieder wach. Der Wagen hielt von dem „Schwarzen Schiff.“

„Wir schaffen es heute nicht mehr“, sagte Thomas Mac Farland unsicher. „Wir müssen hier übernachten. Sie sind gewiß müde?“

„Ja. — Aber ich habe ja nicht einmal Gepäck bei mir.“

„Doch. Grietje hat das Nötigste in einem Päckchen in meinen Koffer getan.“

Er erwartete, daß sie auf diese Worte hin endlich aus sich herausgehen, Fragen stellen würde. Aber Osse schwieg.

Beim Abendbrot sprachen sie wenig zusammen und nur Belangloses. Osse fühlte, welche Spannung in ihm war, wie sehr er sich nach einem Wort von ihr sehnte, das ihm Anlaß gab, endlich von seinem Vorhaben zu erzählen. Schließlich erbat er sich: „Warum haben Sie mich so geschunden?“

„Habe ich Sie geschunden?“ fragte er ganz bestürzt. „Na, acht Stunden fast ununterbrochen im Auto, das ist wirklich keine Kleinigkeit.“

„Verzeihen Sie“, murmelte er. Und dann: „Ich glaube, Sie sind in Ihrem ganzen Leben noch nicht geschunden worden.“ Es klang ein wenig vorwurfsvoll.

Sie sah ihn verwundert an, prüfte sein Gesicht, als sehe sie es zum erstenmal. Dann sagte sie langsam, Wort für Wort: „Und jetzt wollen Sie es also tun, Thomas Mac Farland?“

Er zuckte zusammen, schnellte den Kopf hoch und sah sie verblüfft an. „Woher wissen Sie?“

Ein Lächeln glitt in ihre Mundwinkel. Sie schüttelte mißbilligend den Kopf: „Haben Sie mir so wenig Menschenkenntnis zugetraut? — Schon da droben auf dem Mollentur ...“, sie deutete flüchtig durch das breite Fenster in die Nacht über den Fluß, „schon da kamen Sie mir verdächtig vor. Ihre Deklamation von der Baumwollspinnerei in Manchester gefiel mir nicht. Aber erst, als ich entdeckte, daß Sie einen Farland führen, wurde der Verdacht zur Gewißheit.“

Er war maßlos erstaunt. „Dann haben Sie vermutlich heute morgen auch sofort entdeckt, daß ich Sie entführte?“

„Sofort nicht, aber sehr bald.“

„Und?“

„Was und?“

„Wie nehmen Sie es auf?“

„Ist Heidelberg das Ziel? Ich denke, Sie wollen mich noch weiterfahren morgen? Wohin?“

„Ich will Sie damit überraschen.“

Sie nickte: „Gut, dann wollen wir nicht mehr über die Sache sprechen, bis wir am Ziel angekommen sind.“

Er wollte dennoch in sie dringen.

Aber da erhob sie sich: „Ich bin jetzt sehr müde und brauche Schlaf. Gute Nacht, Mr. Harold Hennley!“ Sie lächelte ihn an.

Er blieb noch im Restaurant sitzen und trank eine ganze Flasche Wein. Er war unbändig neugierig auf morgen.

Bei unentwegt klarem, blau-silbernem Himmel ging die Fahrt weiter, quer durch die Rheinebene, hinüber nach den Bergen des Harz. Die weiten Weinsfelder schimmerten rostbraun in der Sonne. Da und dort wippten noch die weißen Kopftücher der Winzerinnen zwischen den Rebenzeilen, und auf den Straßen schwankten mit Röhren bespannte Wagen, auf denen Bottiche und Mostmühlen thronten. Letzte Lese wurde gehalten.

Der Farland fuhr die steile Berggasse Dürtheims hinauf, glitt dann durch das enge Waldtal, das in sanfter Steigung zum Forsthaus Isenach führte.

Jetzt kannte Osse das Ziel. Sie dachte: Grietje, du liebes, sinnreiches Teufelchen! Hierher hast du Thomas Mac Farland mit mir geschickt! Du magst dir wohl recht viel von unserem Aufenthalt in diesem Idyll versprechen. Wollen sehen ... wollen sehen! ... Im Viertaktgebrumm des Motors summten so ihre Gedanken.

Nun hielten sie vor dem hellen, niedrigen Haus zwischen den Waldwänden.

Thomas Mac Farland half Osse aus dem Wagen: „Am Ziel! — Nun, wie gefällt Ihnen jetzt der Farland?“ Er strahlte sie an.

„Er ist wundervoll! Er hat sich tüchtig bewährt. Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich so für ihn begeistern kann.“ Auch sie strahlte.

„Jesses, da sind Sie ja widder!“ freute sich das Förstermädchen mit dem braunen Gesicht, den struppig gedrehten Zöpfen und blanken Haselnußaugen.

„Hab' ich es richtig gemacht?“ fragte Thomas Mac Farland.

Osse antwortete dem Mädchen: „Ja, da bin ich wieder. Und diesmal bleibe ich länger. Haben Sie zwei Zimmer und eines noch für den Chauffeur?“

„Oh, das wird sich schon richten lassen. Wir haben ja als schon mehr Gäst' g'habt.“

Die Zimmer waren sehr nüchtern — gefaltete Wände, hohe Betten mit schwerem Bettzeug, weiß geschauerte Böden. Aber aus den kleinen Fenstern griff man direkt in das bunte Gezweig von Linden und Kastanien. In Osses Zimmer war unter gewölbtem Glas ein Myrtentranz eingerahmt, darunter hing ein vergilbtes Brautkleid in ovalem, vergoldetem Stuckrahmen. Osse lächelte, als sie das sah.

Die Sonne stand fast senkrecht über dem schwarzen, von bunten Blättern gesprenkelten Wasser des kleinen Weiher. Osse und Thomas Mac Farland gingen auf dem schmalen Pfad am Ufer, der elastisch war wie Gummi. Oftmals mußten sie sich bücken, wenn die jungen Buchenstämmchen sich in niedrigen Bogen über den Weg spannten.

Osse fragte: „Warum haben Sie das alles angestellt? Warum sagten Sie nicht gleich, wer Sie waren?“

„Erraten Sie es nicht? — Sie sind sehr stolz, Osse. Sie sind vor mir durchgebrannt aus Stolz. Können Sie sich nicht vorstellen, daß auch ich es bin? Ich wollte meiner Sache sicher sein, ehe ich mich zu erkennen gab.“

Jögernd fragte sie: „Und Sie sind jetzt sicher?“

Er lächelte: „Meine Frage von gestern: Sind Sie mir böse, daß ich Sie hierher gebracht habe? Grietje sagte mir . . .“

Sie unterbrach ihn rasch: „Grietje ist klug. Glauben Sie, daß sie Sie nur deshalb hierher schickte, damit . . . nun, damit Sie sich endlich zu erkennen geben konnten? Oh, sie hat das nicht um Thretwillen und auch nicht um meinetwillen getan, sondern nur um ihrer selbst willen.“

„Um ihrer selbst willen?“ Er verstand sie nicht.

„Ja. Weil sie Filip Rastor liebt. Sie haben ihn ja auch kennengelernt, wie Sie mir erzählten. Also den liebt sie. Und Filip Rastor glaubt mich zu lieben. Heute nun kommt Filip Rastor in Berchtesgaden an. Können Sie sich nicht vorstellen, daß diese selbstsüchtige kleine Freundin mich aus dem Weg haben wollte? So ist das!“

„So ist das?“ Thomas Mac Farland lachte leise vor sich hin. Er wurde sofort wieder ernst: „Lieben Sie diesen Filip Rastor, Osse?“

Osse sah ihn an, dann drehte sie das Gesicht weg. Langsam sagte sie: „Ich hätte mich vielleicht in ihn verliebt, wenn . . .“

„Wenn?“

„Wenn Sie nicht gekommen wären.“

Sciajola war erst während der kurzen Fahrt von Rosenheim nach Berchtesgaden von Grietje über Harold Hennleys wahren Namen und über die kleine Intrige aufgeklärt worden. Er begriff nicht sofort den Zweck der Entführung. Er sah nicht ein, warum sich Thomas Mac Farland nicht genau so gut in Berchtesgaden entpuppen hätte können, wie im Forsthaus Jlenach.

Grietje versuchte es ihm klarzumachen: „Aber Filip Rastor kommt doch morgen nach Berchtesgaden.“

„Ja. Und? Was weiter?“

„Er ist doch hinter Osse her. Verstehen Sie denn nicht?“

Nein, Sciajola verstand nicht. Er sah ja nicht mit Grietjes Augen und ahnte ihre Beweggründe nicht. Er sagte: „Nun, Osse ist doch wahrlich die Frau, ihn abzuweisen, wenn sie sich nichts aus ihm macht; wenn sie sich aber etwas aus ihm macht, dann weist sie eben den Mann aus Amerika ab.“

„Und ich? Was wird aus mir?“ plagte Grietje heraus.

Da endlich begriff er. Mit einem Schlag hatte die Sache ein anderes Gesicht. „Ach so!“ machte er gedehnt. „So liegt die Sache. Sie wollten Osse aus dem Weg haben.“

Grietje biß sich auf die Lippen, errötete und schwieg.

In Berchtesgaden fanden sie ein Telegramm vor, das wirklich Filip's Ankunft im Laufe des Samstag-nachmittag meldete. Grietjes Herz begann zu klopfen. Jetzt, da feststand, daß Filip kam, überfiel sie eine heimliche Angst. Fast begann sie sich vor dem Zusammentreffen mit ihm zu fürchten. Wie würde er ihren Streich aufnehmen? Filip war so dickköpfig. Wenn er sich etwas fest vorgenommen hatte, so gab es keine Hindernisse für ihn. Vielleicht würde er, wenn er erfuhr, daß Osse nicht da war, schnurstracks lehrtmachen und ihr nachfahren. Was nützte es, wenn selbst inzwischen Thomas Mac Farland mit Osse einig geworden war, was nützte das dann Grietje, wenn Filip ihr den Rücken kehrte?!

Sie schlief in dieser Nacht nicht besonders gut. Sie wurde von quälenden Traumbildern geplagt, die sie sehr beunruhigten.

Den folgenden Vormittag benutzten sie zu einer Fahrt an der schäumenden Ache entlang nach dem Königsee. Grietje war still und etwas blaß vor innerer Unruhe. Alle ihre Gedanken bewegten sich um das Wiedersehen mit Filip. Sie hatte am Morgen schon das

Kleid zurechtgelegt, das sie zu seinem Empfang anziehen wollte. Sie hatte am Morgen schon genau ihr Spiegelbild betrachtet und festgestellt, daß es sehr verständlich war, wenn man sich in sie verliebte. Sie hatte sich schon die Worte ausgedacht, mit denen sie Filip entgegenreten wollte. Dabei war sie sich noch nicht einmal klar geworden, ob sie sagen sollte: „Ich bin so froh, daß du gekommen bist!“ oder: „Ich bin so glücklich, daß du gekommen bist!“ — Es war ein großer Unterschied, ob sie sagte „so froh“ oder „so glücklich“.

Auch Sciajola war recht schweigsam an diesem Morgen. Er war schweigsam, seit er wußte, daß Grietjes Gedanken ausschließlich ihrem Vetter galten. Er selbst hatte zartere Gedanken für sie übrig gehabt. Er hatte sie das nicht merken lassen. Es machte ihn stumm und ein wenig traurig.

Als sie nebeneinander in dem langen, niedrigen Seeboot saßen, sagte er ganz unvermittelt: „Nun, Grietje, wenn Filip Sie im Stich lassen sollte, dann brauchen Sie den Kopf nicht hängen zu lassen. Ich bin ja schließlich auch noch da.“ Es sollte Scherz sein natürlich. Aber es kam so unvermittelt und mit einem so unechten Lachen heraus, daß es in Grietje ein quälendes Echo weckte. Sie sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an. Antworten konnte sie nicht. Sciajola wurde wieder schweigsam und schalt sich, daß ihm die Worte durchgegangen waren.

Dann kam das Wiedersehen mit Filip.

Als sich der Wagen mit Grietje und Sciajola nach der Rückkehr vom Königsee dem Hotel in Berchtesgaden näherte, stand Filip und hielt ungeduldig Ausschau. Raum erspähte er den Wagen, als er ihm entgegenlief.

„Wo ist Osse?“ fragte er hastig, noch ehe Sciajola hielt. „Wo ist Thomas Mac Farland?“ Er gab Grietje und Sciajola nur flüchtig die Hand. Er hatte im Hotel bereits erfahren, daß nur sie beide gekommen waren.

Grietje spürte eine plötzliche Leere im Herzen, die sie schmerzte. „Du bist schon da?“ fragte sie tonlos. Ihre ganze Zuerst war geschwunden.

„Was heißt schon!“ rief Filip ungeduldig. „Wir fuhrn gestern bis München. Und von München hierher ist ja nur ein Ragensprung.“

Sciajola machte sich umständlich etwas am Wagen zu schaffen.

„Wer: wir?“ fragte Grietje, um Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln.

„Theo Brandenburg und ich. Er ist mitgekommen. — Also? Was ist los mit Osse?“

Sciajola sprang jetzt Grietje bei. Er nahm die Sache von der humorvollen Seite, obwohl er Grietje ansah, wie sehr erregt sie war. „Sie kommen einen Posttag zu spät, lieber Rastor. Mac Farland ist gestern mit Osse ganz plötzlich verschwunden.“

„Verschwunden?“ fuhr Filip auf. „Was soll denn das heißen?“

„Nun, er hat sie sozusagen entführt.“

Filip wurde scharf: „Machen Sie keine Witze, Sciajola! Entführt! Wer kann denn heute noch einen Menschen so ohne weiteres gegen seinen Willen entführen?“

Nun, es ist doch vorstellbar, daß er sie mit ihrem Willen entführt hat, nicht wahr?“ versetzte Sciajola trocken. Unbewußt bereitete es ihm eine teuflische Genugtuung, Filip für die Enttäuschung, die er Grietje bereitete, selbst zu enttäuschen.

Filip fand zunächst keine Worte.

Grietje war aus dem Wagen gestiegen. Ihr Gesicht war bleich, die Augen darin glänzten in einem Feuer, das keine Kraft hatte. Sie fühlte sich auf einmal matt und verschlagen. Sie hätte am liebsten losgehault.

Aber nach Sciajolas Worten wandte sie sich Filip zu — eine mechanische Drehung des Oberkörpers: „Viel leicht hat sie Mac Farland auch mit meinem Willen entführt.“ Sie sah Filip mit einem unbeschreiblichen Blick an, voll Trauer und Feindseligkeit zugleich. Plötzlich drehte sie sich um und ging zwischen Filip und Sciajola rasch ins Hotel.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner auf Freiersfüßen

Erzählt von Waltrud Nigél (Wiesbaden).

„Nanu?“ sagten die alten Häuser von Lauchstädt und rissen vorwurfsvoll die Fensterangen auf. „Ist das nicht der Kapellmeister Wagner von der Bethmannschen Schmiede, der daher kommt? Unerhört, unsere schöne Nachtruhe zu stören! Natürlich, aus dem Wirtshaus kommt er mal wieder! Wein trinkt dieser Mensch — Wein, hier in unserm Kurbad, wo wir doch das wunderbare Wasser haben!“

„Ja, ja, hat mal wieder schwer geladen“, bestätigten beinahe neidisch die alten Straßenlaternen, die heute nichts zu tun hatten und um ihren Schlaf gekommen waren. „Seht nur, wie er schwankt!“ „Dummes Gewäsch!“ brummte der Mond, der in dieser Nacht Dienst hatte und die engen Gassen erleuchtete. Ihm machte der nächtliche Spaziergänger Spaß. Besonders aber sein bizarrer Schatten, der mit grotesken Schlenkerbewegungen vor ihm herlief. Der Mond schmunzelte. Ihm, jetzt sang der langhaarige Russe auch noch laut vor sich hin. Mußte der selig sein!

Ja, das war er wirklich. Morgen drehte man Lauchstädt endlich den Rücken. Gott sei Dank, das Sommergastspiel war zu Ende. Nach Rudolstadt und Magdeburg ging's nun mit der Truppe. Das hatte man heute Abend mit Kollegen gründlich begossen. Nur eins stimmte ihn nachdenklich: ob sich auch in Rudolstadt und Magdeburg wieder ein Zimmer fand — zu Füßen der Angebeteten? Ja, das war ein seltener Zufall gewesen, daß er hier in Lauchstädt ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, das direkt unter dem Stübchen Minnas lag. Er mußte vor sich hinstellen, als er zurückdachte an den Tag seiner Ankunft in Lauchstädt.

Im Hause einer Witwe hatte man ihm, dem neugeborenen „Musikdirektor“, ein Zimmer empfohlen. Er hatte sich auf den Weg gemacht, den Wigwam zu besichtigen, während er innerlich immer noch erwog, ob er nicht doch lieber seine goldene Freiheit behalten sollte, wenn auch mit Pump und Schulden. Denn er war alles andere, nur nicht entzückt von seinem Engagement gewesen. Am liebsten wäre er gleich wieder auf und davon. Er sah den ganzen Theaterbetrieb sofort an: hier war nicht viel Pünktlichkeit zu erben, wenn man überhaupt so etwas zu sehen bekam. Ach, und alle die fahnen Träume und Pläne! Adios Höhenflug in die Sphären wahrer Kunst! Er war an eine bessere Schmiede geraten. Aber was soll ein junger Kapellmeister machen, der seiner Mutter und seiner Schwester auf der Tasche liegt und eine Oper geschrieben hat, die so „feenhaft“ ist, daß sie kein Mensch aufführen will?

Und da war es geschehen. Auf dem dunklen Treppenhof hatte es einen kleinen Zusammenstoß gegeben. — Er sagte: „Paradon!“ Eine helle Stimme lachte und es roch plötzlich nach Weiblichkeit und Lavendelseife. Das wurde ausschlaggebend für ihn. — Und als er von der Zimmervermieterin nun auch noch erfuhr, daß die Unbekannte Minna Blauer hieß, Schauspielerin war — also auch vom gleichen Bau — und das Zimmer gerade über ihm bewohne, da stand es bei ihm fest: Richard, du bleibst! ... Beim Bacchus, er hatte heute einen über den Durs getrunken. Aber da war nichts mehr zu ändern. Er schielte nach dem Mond hinauf. „Ein Glück, alter Schleicher, daß nur du mich so siehst und nicht die Minna!“

Endlich — da war sein Haus. Er spähte zu Minnas Fenster hinauf. Es stand weit offen. Sie schlief wohl schon längst und träumte. — träumte von den Verehrern, die ihr Blumen auf die Bühne schickten, natürlich — nicht von ihm. Hatte er nicht Grund, eifersüchtig zu sein? Zwar, sie war stets freundlich zu ihm, mütterlich, schweigerlich, aber nicht so, wie er sie haben wollte. Sie ließ ihn immer fühlen, daß sie älter, gefestigter und besonnener war als er ...

Der Mond warf Silberconfetti übers Dach. Nichts regte sich. Wagner seufzte tief auf. „Mimel!“ dachte er voll zärtlicher Sehnsucht und suchte dabei planlos in sämtlichen Rocktaschen nach dem Hausschlüssel. Du griene Reine! Wo war denn der alte Knoden? Er hatte ihn doch eingesteckt. Weeß Knebbchen, der Schlüssel war nicht da. Was nun?

Wagner studierte die Hausfront. Sein Fenster war nur angelehnt — zwei Meter Höhe ungefähr — es mußte gehen. Die Efeuante würde die Fassadenkletterei schon erleichtern. Also frisch gewagt! Eins, zwei, drei — Da! Hatte nicht die Hofenacht verdächtig gekracht? — Nun, wenn schon — jetzt noch einen Schwung nach rechts und — paradies! Was war denn das? Der schöne Blumentopf in tausend Scherben! Aber das Ziel war erreicht, er stand auf der Fensterbank, das war die Hauptsache.

„Um Gottes Willen, was ist da los?“ rief eine erschrockene Stimme von oben und Wagner sah Minnas Kopf plötzlich mondübergossen und seltsam nah über sich schweben. „Aber Herr Wagner, Sie sind? Ich hab mich ja so erschrocken!“ „Tut mir leid, Ihre Ruhe gestört zu haben, aber der dumme Blumentopf —“

„Jetzt kommen Sie erst nach Haus, so spät? Sie haben wohl wieder den letzten Zipfel Gage in Wein umgeseht — Sie Unverbesserlicher!“

„Hab meinen Hausschlüssel verloren, darum kommt ich nicht auf dem sonst üblichen Weg in mein Zimmer kommen. Aber nun kann ich Ihnen wenigstens noch gute Nacht sagen!“ Der Efeu, der zu ihrem Fenster hinaufkranzte, raschelte und schwankte verdächtig.

„Um Gottes Willen, Herr Wagner, Sie wollen wohl Hals und Beine brechen?“

„Für Sie — gern!“

„Sie sind ein großes Kind!“

„Amor war auch ein Kind! — Ergo!“

„Gehen Sie schlafen! Gute Nacht!“ Minna beugte sich weit vor und streckte den Arm hinunter, der weich und rund aus einem weißen Nachthemd mit braunen, soliden Spitzenzaden hervorsah.

Wagner hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt und während er mit der Linken haltfuchend den Efeu umklammerte, ergriff er die dargebotene Hand, um sie nicht mehr loszulassen ... Wieder kam es so seltsam über ihn — der Wein — die warme Augustnacht — Lavendelgeruch und ein schöner Frauenarm — das alles verwirrte ihn. Sein einundzwanzigjähriges Herz schwoll über ...

Wie lange er in dieser Nacht auf der Fensterbank so Hand in Hand gestanden hatte, — was alles gesagt, geflüstert und nach oben gestöhnt worden war — er wußte es am nächsten Morgen nicht mehr. Nur eines war dunkel bei ihm haften geblieben: er hatte Minna versprochen müssen, sich keinen Rausch mehr anzutrinken.

Über — o weh! Männerchwäre!

Es waren viele Wochen nach dieser sommerlichen Nacht, da tappten unsichere Schritte die alte Magdeburger Ratskellertreppe hinauf.

„Nanu?“ sagte das ehrwürdige Rathaus und riß erstaunt die Fensterangen auf. „Ist das nicht der Kapellmeister Wagner, der da heraufkommt?“

Otto der Große nickte zustimmend von seinem hölzernen Gaul herunter. Es war ein belustigender Anblick, den schwächlichen, kleinen Wagner am Arm einer energischen, gutgewachsenen Frau dahinschweben zu sehen. Über das Gesicht des blondgelockten Kaisers schien ein Lächeln zu huschen ...

Als Wagner am Morgen mit diesem Schädel aufwachte, schaute er sich erstaunt um. Wo war er?

Minna kam herein, brachte ihm einen heißen, starken Kaffee und erklärte ihm lächelnd, daß er gestern in einem Zustand gewesen sei, daß sie ihn unmöglich seinem Schicksal hätte überlassen können. Drum habe sie ihn kurzentschlossen mitgenommen und auf ihrem Sofa kampieren lassen.

„Mimel! Du Gute!“

Wagner war von dieser mütterlichen Besorgnis so gerührt und beglückt, daß er sich — allen Freiheitsgedanken zum Trotz — nach dieser „seligen“ Nacht prompt mit Minna verlobte.

Der Ernst des Lebens.

Von Noderich Frhr. v. Ompteda.

„Der Ernst des Lebens begann nicht mit meiner Geburt“, gestand sie zärtlich dem Geliebten. „Erseht und erwartet beglückte ich kämpfend und schreiend die Welt. Und in freudiger Borne zerrannen die ersten Jahre.“

Eines trüben Tages sagte mein Vater: „Morgen beginnt der Ernst des Lebens!“ Er meinte den ersten Gang zur Schule. Ich aber lachte. Wie in Ahnung komischer Lehrer und lustiger Streiche. — Tante Artemise starb. Und die Mutter klagte: „Siehst du, der Ernst des Lebens!“ Ich sah nichts. Gott sei Dank, auch nicht mehr Tante Artemise, die häßlich und zänfisch war. — Konfirmation! Der Pfarrer sprach: „Wachet, steht im Glauben, seid stark!“ Aha, denke ich, nun wird es ernst! Aber es rührte sich immer noch nichts. — Schulentlassung! Endlich! Welche Freude! Obzwar der Direktor uns beim Abschied den Ernst des Lebens ankündigte. Doch blieb es still. Noch schwieg das Schicksal im lärmenden Treiben beginnender Freiheit. —

Und dann starb Vater. Ich eilte zur Mutter. Sah sie weinen. „Nun bist du mein einziger Trost“, schluchzte sie. Da dämmerte es. Ich fing an zu begreifen: Vater ist tot. Mutter weint. Und zum ersten Male enthüllte sich mir der Ernst der Stunde. Gleichwohl: Den Ernst des Lebens kannte ich immer noch nicht. — Bis du kamst, du!“

„Ich?“

„Ja, du!“

„Aber warum?“

Sie fuhr auf: „Versteht du mich nicht? Heißt du denn nicht „Ernst“? Bist du nicht — mein Ernst?“

Da lachte er stolz: „Aber natürlich, Kind! — Sogar der „Ernst“ deines Lebens!“

Sie küßte ihn stürmisch. Ihre glückverklärten Augen strahlten. Und über ihre Wangen perlte eine Träne, selig und bitter, da es Liebe war.

Holstenland.

Von Erich A. Schmidt.

Während Hamburg mit seinen vielen Türmen und den Schloten seiner Vorstädte versinkt, beginnt der Tag golden und hell zu werden. Es wird uns bewußt, daß wir — allein — im letzten Wagen des Tages sitzen — wenn wir an die Rückwand klopfen, antwortet uns heulend der Wind.

Wir spüren wieder den seligen Schwung donnernder Fahrten in allen Gliedern. Das zerhackte Abteil wird ein goldener Bruntwagen, der zweideutigen Menschen trägt; wir sind Freiherren des Lebens, es gibt keinen Alltag mehr. Es gibt keine Pflicht und keine Enge mehr, das Dasein wird Selbstzweck, rhythmisch in unbekannte Fernen rollend, die Lande ringsum werden unserer suchenden Sehnsucht untertan. Eine große Stadt haben wir im Fluge mit allen ihren Reizen eingefogen, die Tage waren prall von Gesichten, eine zweite Großstadt, durch die unser Alltag schon viele tausend Kreise zog, liegt wie ein Traumgebilde hinter unserer Rücken. Jemandwo in der Ferne löst langsam die Vergangenheit ihre Konturen auf.

Zu beiden Seiten beginnt das Holstenland fett und trüchsig sich zu dehnen, Wiesen rollen saftschwer in die Ferne, strotzende Acker sind voll der Früchte des Landes. In Rudeln hochden phlegmatische Kinder auf den Weiden, über die Koppeln traben Stuten mit ihren munteren Füllen, und das Federvieh rennt geschwählig und aufgeregt im Kreise herum.

Zuweilen erheben sich einsame Gehöfte aus dem flachen Lande, mit verwitterten Strohdächern und gekreuzten Giebelstangen. Sie liegen so weit voneinander entfernt, daß die Nachbarn Kasse brauchen, um einander zu grüßen. Sind diese Bauern eines gesegneten Landstrichs sich dessen auch wohl bewußt, daß sie die wahren Herren des Lebens sind? Keinem untertan als dem Himmel über ihnen? Sie haben Arbeit von früh bis spät, so lange die Sonne ihre großen Bogen zieht — der Winter erst gibt ihnen Befinnung und Ruhe — aber sie arbeiten für sich und ihre Kinder, kein Herr thront über ihnen, dessen Launen sie fühlen müssen, der Erdboden gibt ihnen reichlich, was sie brauchen; sie haben weniger Sorgen als die Menschen in den Steinwästen der großen Städte. Sie spüren von morgens bis abends den Odem der Erde, die Winde segeln tags um ihre Stirn, des Nachts scheinen die Sterne ungehemmt in ihre Betten, und immer ist die erhabene Ruhe der Natur um ihre Schritte. Sind sie sich ihres freien Daseins vollbewußt oder zehren auch an ihnen die kleinen Instinkte — Scheelsucht und Reid und Gier nach Gewinn? Ich weiß es nicht, aber ich grüße euch da drüben als die wahren Könige des Lebens. Solch eine Hütte im Grünen und ringsum viele Kilometer Ruhe — und ich hätte für dieses Dasein genug.

Und wir kommen durch Isehoe und Wüster und fahren ins gesegnete Land Dithmarschen. Die Kuhherden wachsen an Kopfzahl, und die Weiden plagen vor Saft. Der Bahndamm beginnt sich zu wölben, Brückenbogen gliedern in der Ferne, der Zug steigt hügelan und fährt, nach einer Weile, bröhnend über eiserne Planen. Die Räder, bisher in dunklen Tritten rollend, klingen ganz hell. In der Tiefe dehnt sich lieblich das Land. Die Häuser, mit bunten Dächern, stehen winzig unter unseren Wäldern, Menschen und Tiere schrumpfen zu kleinen Gestalten zusammen, und zwischen ihnen schnellst das schmale Stahlband des Nord-Ostseekanals in die Ferne. Vier ziehen Dampfer und Segler, Boote und Flöße von Meer zu Meer, kein Schlot braucht sich zu beugen, die Brücke ist noch hoch genug für alle. Die Wälder schweifen gen Westen und Osten. Zur Linken rollen die Fluten der Nordsee dort irgendwo in der Ferne, und zur Rechten, hinter vielen, vielen Ackerbreiten, tun sich die blauen Wasser der Ostsee auf.

Der Bahndamm fällt allmählich wieder ins Flachland, ein letzter Blick grüßt rückwärts die zahllosen Brückenbogen.

Wir haben unsere Augen vollgeogen, schön ist das Holstenland mit seinen grünen Fernen, und der Wind weht frei. Wir fühlen, wie hinter der geschäftigen Stadt Heide die Luft salzfrisch in unsere Fenster weht. Wir haben unsere Einsamkeit begraben, es ist ein neuer Wagen, der uns weiterträgt, und unsere Reisegenossen sind nun die kräftigen Kinder des Landes. Friesisch blond, mit roten Wangen, sitzen die Kleinen auf ihren Bänken, und die Großen haben zähe Gesicht, die der Seewind bräunte. Wesselluren taucht auf; dort steht ein kleines Haus, darin ein großer Mann bereinst erwacht. Er heißt Friedrich Hebbel, und sein Name kam vom Norden her wie ein Sturm durch alle Lande deutscher Junge.

Die Schienen gleiten westwärts in klingender Kurve, hell wird der Himmel zur Linken über dem Lande. Wir wissen: dort, hinter Deich und Damm, bröht die Nordsee heran mit biden Wassern zur Zeit der Flut und weicht, zähe und zögernd, zurück, wann die Ebbe ihren ewigen Rückgang bestimmt.

Erfüllung.

Von Fritz Kaiser-Jimenau.

Im Gasthof zum „Edwen“ im idyllischen Bergstädtchen Jimenau war wieder einmal ein hier längst vertrauter Gast von hohem Ansehen abgestiegen. Er war vor zwei Tagen von Weimar gekommen, am 28. August des Jahres 1831. Diesmal nicht allein. Zwei Enkel hatten mit ihm die Reise über Stadtilm gemacht und schliefen zur Stunde noch den festen Schlaf der Jugend, während er schon wach am Tische lag im ersten fahlen Licht des Tages. Seine Gedanken glitten rückwärts, und tiefe Dankbarkeit erfüllte seinen Sinn. War es nicht ein wahrhaftiges Gottesgeschenk, daß er diesen Tag noch erleben durfte, seinen zweiundachtzigsten Geburtstag! — Das verstrichene Jahr hatte das kaum erwarten lassen. Es hatte ein bittererntes Gesicht gezeigt. Im Oktober war der Sohn während einer Italienreise in Rom plötzlich verchieden, und im nachfolgenden Monat hatte er selbst mit einem Fuße schon im Grab gestanden. Zweimal hintereinander war er von einem Blutsturz heimgesucht worden. Alle hatten ihn aufgegeben. Das Testament war gemacht. Und doch galt es für ihn selbst noch manches zu tun. Sein Lebenswille bäumte sich auf und half ihm schließlich am achten Tag zur Verwunderung seiner Umgebung wieder auf die Beine. Schaffensreiche Monate folgten. Heute konnte er sagen, daß sein Lebenswerk vollendet war. Der „Faust“ lag zu Hause fertig. Es war jetzt gleichgültig, ob er die Hände noch regte oder feiernd in den Schoß legte. Was war Gottes Gnade groß, die ihm Zeit ließ über sein Ziel hinaus!

Plötzlich aber — über allem Sinnen des Greises kam Leben in die stille Straße am Enbleichstürmchen. „Bergknappen marschieren am zeitigen Morgen mit ihrem Musikkorps auf, und jetzt krieg es feierlich zu den Fenstern des „Edwen“ empor: „Au danket alle Gott...“

Überrascht stand oben der Geheime Rat. Die Klänge trafen die Stimmung seines Herzens, und bewegt erkannte er die Anhänglichkeit der kleinen Stadt. Aber auch für ihn gab es kein Plätzchen auf der Welt, mit dem er inniger verbunden war.

Es zog ihn mit Macht von neuem in die herrliche Umgebung des Städtchens, die für ihn so erinnerungsreich war. Die beiden Enkelkinder überließ er der Obhut seines Kammerdieners. Für sich selbst wählte er die Begleitung des Bergrates Rahr. Zusammen fuhren sie im Wagen die steile Straße zur höchsten Erhebung, dem „Kidelhahn“, hinauf. Zweiundachtzig Jahre und dennoch außerordentlich angeregt und lebendig, ja beinahe jung neben dem grauhaarigen Freund. Den „Auerhahn“ und das „Gabelbachhaus“ suchte er auf. Es war, als fielen die Jahre seines begnadeten Alters um so mehr von ihm ab, je weiter er in die Vergangenheit zurückging. Alle diese Wege und Stellen, die ganze Jimenauer Vergewelt war Zeuge seiner Jugend- und besten Mannesjahre. Förmlich berührt empfand es der Greis. Die reiz der Landschaft und Berklärtheit des Rückblicks verschmolzen zu einem Zauber unennbarer Größe.

Vor dem Gipfel des „Kidelhahn“ blieb der Wagen zurd. Der tüchtige Alte nahm mit dem Bergat das letzte Stück zu Fuß. Hier in der Nähe mußte nach seiner Erinnerung die kleine Jagdhütte sein, in der er einmal mit seinem Diener Seidel für Tage gewohnt hatte. Viele Jahre griff es freilich zurück. Er wußte daher nicht genau die Stelle mehr, stieß dann aber jäh auf das kleine Bretterhaus. Mit freudiger Hast trat er ein, ohne Mühe nahm er die marrende Stiege zum oberen Raum, die Tür sang in ihren Angeln — alles wie einst, und doch lagen einundfünfzig Jahre dazwischen. Welche riesenlange Zeit! Weit mehr, als ihm in der Erinnerung möglich schien. Aber untrügbar war hier das Datum an die Wand geprägt, der 7. September 1780, an gleicher Stelle, wo der Vers getrigelt stand:

„Über allen Gipfeln

Ist Ruh’.

In allen Wipfeln

Spürest du

Raum einen Hauch,

Die Vöglein schweigen im Walde;

Warte nur, balde

„Wehest du auch!“

Was der „undbreißigjährige“ geschrieben — der Zweiundachtzigjährige fand mit ersten Jagen davor. Der Schleier seiner Wehmuth wehte über sein Auge und seine Stimme zitterte, als er leise wiederholte:

„Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“

Auf einmal war ihm bewußt geworden, wie nah sein Leben an der Grenze war.

Dann aber raffte er sich auf und schritt rasch zur Tür, dankbar empfindend, welche reiche Zeit ihm geblieben war zu wirken. Die Saat war gelegt. Er konnte beruhigt seines Abuses harren. Was kam es schon auf den Menschen selbst an. Wenn sein Werk mit lebte! Der Tod war dann kein Ende.